

PIERRE BOISSIER

# HENRY DUNANT



HENRY-DUNANT INSTITUT

GENÈVE

1991

PIERRE BOISSIER

# HENRY DUNANT



HENRY-DUNANT INSTITUT

GENÈVE

1991

*Nicht ohne Kampf erreicht das Genie sein Ziel;  
es bahnt sich seinen Weg durch tausend Hinder-  
nisse; lange wird es verkannt, heftig angegriffen  
und oft von der Hälfte seines Jahrhunderts ver-  
leugnet.*

Franz Liszt.

Im Juli 1887 überschreitet ein Reisender ohne Gepäck die Schweizer Grenze. Er fährt nach Heiden, einer kleinen Ortschaft, von der aus man einen herrlichen Blick auf den Bodensee genießt. Die Kinder auf dem Marktplatz halten einen Augenblick in ihrem Spiel inne, um die gebeugte Gestalt im dunklen Anzug anzuschauen. Müden Schrittes geht der Unbekannte auf das Hotel zum Paradies zu. Dort wird er mit ein paar Franken leben können. Er ist so arm, dass er das Bett hüten muss, wenn seine Leibwäsche gewaschen wird, da er nichts zum Wechseln hat. Sein Bart ist schon ergraut, und man hält ihn für einen alten Mann. In Wirklichkeit ist er erst 59 Jahre alt, als Unglück und Armut ihn zwingen, in diesem abgelegenen Ort Zuflucht zu suchen. Sein Gesundheitszustand ist erbärmlich. Die jahrelangen harten Entbehrungen haben ihn ausgezehrt. Das Ekzem an seiner rechten Hand ist so schmerzhaft, dass er nicht mehr schreiben kann.

Krankheit und Verbitterung quälen ihn. Er wird im Bezirkshospital aufgenommen, wo er täglich drei Franken zahlt, die ihm seine Angehörigen, von seinem Elend erschüttert, nunmehr zukommen lassen. Dr. Altherr sorgt liebevoll für ihn, so dass er bald wieder zur Feder greifen kann. In grossen Schulheften schreibt er zunächst in deutlichen Schriftzügen, dann mit immer mehr zitternder Hand, die Geschichte seines Lebens nieder und verhütet so, dass seine Gedanken in Vergessenheit geraten. In diesem Menschenleben gibt es nichts Fades. Zwar ist es reich an freudigen und dramatischen Begebenheiten, doch kennt es weder Stumpfsinn noch Langeweile.

Oft kommt er auf seine Feinde zurück, die ihn verfolgt haben und wahrscheinlich versuchen werden, ihn wiederzufinden, um ihn zu quälen. Er verachtet die Pharisäer und die Scheinheiligen. Wenn

er stirbt, will er « wie ein Hund begraben werden », ohne alle die Zeremonien, die ihm nichts mehr bedeuten. Im Krankenhaus von Heiden bewohnt er das Zimmer Nr. 12.

\* \* \*

Wenn das Glück vorübergeht, muss man es beim Schopf fassen. Georg Baumberger verpasst es nicht. Welche Chance für einen jungen Journalisten ! Er erfährt, dass Henry Dunant, der Gründer des Roten Kreuzes, noch lebt. Welch eine Nachricht ! Jeder hält ihn für tot. Seit Jahren spricht niemand mehr seinen Namen aus. Und nun heisst es, er lebe zurückgezogen in einer deutschschweizerischen Ortschaft. Baumberger ist bald zur Stelle. Im Krankenhaus führt man ihn zum Zimmer Nr. 12.

Zunächst zögert Dunant, sich diesem wissbegierigen Reporter zu eröffnen. Dann lässt er, von der Last der Erinnerungen erdrückt, seinen Gefühlen freien Lauf. Seine Stimme ist etwas gebrochen, der Blick verschleiert, doch welches Feuer, welche Unruhe bewegen noch diesen Mann, der plötzlich die sonderbarste, widersprüchlichste Geschichte seines Lebens erzählt.

Der Artikel Baumbergers erregt Aufsehen. Er wird von vielen Zeitungen abgedruckt und in wenigen Tagen in ganz Europa gelesen.

In jenem Jahr 1895 kannte jeder das Rote Kreuz. Nachdem es Europa erobert hatte, fasste es in Amerika, Afrika und Asien Fuss. Siebenunddreissig Länder haben eine Nationale Rotkreuzgesellschaft. Viele von ihnen sind sehr einflussreich und besitzen eigene Krankenhäuser, Schulen und Sanitätszüge.

Das Rote Kreuz ist in achtunddreissig bewaffneten Konflikten eingeschritten und hat sich folgenden Wahlspruch zu eigen gemacht : Inter Arma Caritas, d.h. die Nächstenliebe auf dem Schlachtfeld. Hunderttausende von Kriegsverwundeten, die ohne es dem Tod auf dem Schlachtfeld preisgegeben worden wären, verdanken ihm ihr Leben.

Die Genfer Konvention zum Schutz der Verwundeten wurde von zweiundvierzig Staaten unterzeichnet, und die Juristen merken allmählich, dass sie eine der sichersten Bastionen des Völkerrechts ist.

Welcher Kontrast zwischen dieser wunderbaren Entwicklung und dieser elenden Gestalt, die plötzlich aus dem Schatten hervortritt ! Aber ist nicht er der Urheber von alledem ?

Einige Monate später, am 8. Mai 1896, anlässlich seines 68. Geburtstags, wird er von der Welt angebetet. Von überall her gehen ihm begeisterte Botschaften der Anerkennung zu. Der Papst schreibt ihm eigenhändig, ebenso andere hohe Persönlichkeiten. Aus der ganzen Welt erhält er greifbare Beweise der Dankbarkeit. In Deutschland ruft man zu einer Dunant-Stiftung auf, um seine Lage zu verbessern. Ein Kongress von eintausend russischen Ärzten verleiht ihm den Preis von Moskau für Dienste an der leidenden Menschheit. Die Schweiz und mehrere andere Länder unterstützen ihn. Zahlreiche Rotkreuzgesellschaften und Wohltätigkeitsvereine ernennen ihn zu ihrem Ehrenmitglied oder zum Ehrenpräsidenten.

Von einem Tag zum andern ist Dunant wieder ein berühmter Mann. Der Ruhm lässt ihn gleichgültig ; er verschliesst den hohen Besuchern seine Tür, verschanzt sich vor Eindringlingen und stürzt sich mit seinem Elan von einst in den Kampf für ein internationales Schiedsgericht, für die Abrüstung und den Frieden.

Europa vernimmt abermals seinen Ruf, und das norwegische Parlament verleiht ihm und seinem früheren Kampfgenossen, dem grossen Friedenskämpfer Frédéric Passy, 1901 den ersten Friedensnobelpreis.

Doch Dunant weiss, was diese Ehrenbezeugungen wert sind. Er trifft alle Massnahmen, um dieses Vermögen, von dem er nichts haben will, philanthropischen Werken in der Schweiz und Norwegen zu vermachen ; er schreibt prophetische Seiten über das « Avenir Sanglant » der Welt des 20. Jahrhunderts ; er empfängt einige Kinder, die zu seinen wenigen Freunden gehören, und stirbt am 30. Oktober 1910, im gleichen Jahr wie zwei grosse Gestalten, die er sehr verehrte : Florence Nightingale und Leo Tolstoj.

\* \* \*

Henry Dunant wurde am 8. Mai 1828 in Genf geboren. Diese Stadt und das gute Bürgertum, aus dem er hervorging, prägten

seinen Lebensstil, seine guten Umgangsformen, seine Weltoffenheit. Er wurde streng protestantisch erzogen.

Seine Mutter, Schwester des berühmten Physikers Daniel Coladon, übte, wie er in seinen Memoiren schrieb, einen grossen Einfluss auf ihn aus.

*Das Entstehen eines so grossen, weltumfassenden Werkes ist nicht dem blossen Zufall zu verdanken. Das hierzu auserwählte Werkzeug musste gehörig vorbereitet sein.<sup>1</sup>*

Seine Mutter erweckt in ihm

*wärmste Teilnahme am Los der Unglücklichen, der vom Schicksal benachteiligten, der Armen und der Unterdrückten. Seit seinem 18. Lebensjahr besuchte Dunant in seiner Freizeit die Notleidenden, die Gebrechlichen, die Sterbenden, um ihnen zu helfen und sie zu trösten. Mit 20 Jahren verbringt er seine Sonntagnachmittage damit, den Gefangenen im Genfer Gefängnis aus Reisebeschreibungen, Geschichtsbüchern und allgemeinverständlichen wissenschaftlichen Werken vorzulesen. Kurz gesagt, er hatte sich mit den Gestrachelten einer Friedenszeit schon viel eher befasst als mit den Verwundeten des Krieges.*

Sein Vater, Jean-Jacques Dunant, Kaufmann und Richter in der Pflugschaftskammer, unterweist ihn in der Rechenkunst und hält ihn gleichzeitig zur Wohltätigkeit an. Nach dem Gymnasium geht er in die Banklehre. 1849 tritt er in seinem Glaubenseifer dem Christlichen Verein junger Männer bei. Mit den Zweigverbänden in England, Frankreich, Deutschland, Holland und den Vereinigten Staaten unterhält er einen Schriftwechsel. Durch diese Vereinigung stösst er auf die Idee der Völkerverständigung und gründet 1855 mit seinen anlässlich der Weltausstellung in Paris versammelten Freunden den Weltbund der Christlichen Vereine junger Männer, besser unter der Bezeichnung YMCA bekannt.

Bei der ersten Gelegenheit verlässt er Genf. Er will sein Glück in Algerien versuchen, das 20 Jahre zuvor von den Armeen Louis-Philippes erobert worden war. Dieses Land, das dem Unternehmertegeist erschlossen wurde, begeistert ihn sofort. Er durchreist es als

---

<sup>1</sup> Diese Zitate und die folgenden wurden durch uns vom französischen Originaltext übersetzt.

scharfsichtiger Beobachter. Sein Weg führt ihn bis Tunesien, über das er ein Buch schreibt, das den bescheidenen Titel « Notice sur la Régence de Tunis » trägt. Bereits hier zeigt sich sein lebendiger Stil. Mit grossem Interesse vertieft er sich in den Islam. Im Gegensatz zu den meisten Christen jener Zeit steht er dieser sogenannten heidnischen Religion mit grösster Hochachtung gegenüber und verhehlt nicht die Bewunderung, die sie ihm in gar mancher Hinsicht einflösst. Er nimmt sogar Arabischunterricht und übt sich in der schwierigen Schrift. Darüber hinaus schenkt er den Einheimischen seine Zuneigung, und als er in Algerien, unweit von Mons-Djémila, ein grosses landwirtschaftliches Unternehmen gründet, nimmt er sich vor, dass der arabische Arbeiter bei ihm glücklich und gut bezahlt sein soll.

Dabei rechnet er nicht mit dem schlechten Willen der Behörden. Die 1858 von ihm gegründete Aktiengesellschaft der Mühlen von Mons-Djémila besitzt indessen alles, um Erfolg zu haben. Der Ort ist gut gewählt, das Kapital ausreichend. Die Mühle selbst ist aufs modernste ausgerüstet. Es fehlen nur noch die Ländereien, die das Getreide liefern sollen. Leider stösst er bei den Behörden auf taube Ohren.

Obwohl Dunant immer wieder versucht, die Konzessionen zu erhalten, geschieht nichts. Daraufhin begibt er sich nach Paris, um bei den Ministerien vorstellig zu werden. Dort wird er stets mit ausweichenden Antworten abgespeist.

Er wendet sich an die höchste Stelle: den Kaiser persönlich. Napoleon III. ist leider weit von den Tuileries entfernt: Er setzt sich für die italienische Unabhängigkeit ein und bekämpft an der Spitze der französischen Heere die vom jungen Kaiser Franz-Joseph befehligten österreichischen Streitkräfte.

Auch Dunant fährt in die Lombardei.

Als er in dem vom Krieg heimgesuchten Land ankommt, sind bereits mehrere Kämpfe in Montebello, Palestro und Magenta ausgetragen worden. Doch spürt jeder, dass der Entscheidungskampf unmittelbar bevorsteht.

Diese Schlacht, die blutigste, die Europa seit Waterloo erlebt hat, bricht am 24. Juni 1859 in der Nähe von Solferino aus. Dunant ist nicht weit davon entfernt. Von seinem im schnellen Trott dahinfahrenden Wagen aus vernimmt er deutlich den Kanonendonner.

In wenigen Augenblicken wird er den grossen Schock seines Lebens erfahren.

Als die Nacht hereinbricht, trifft er in Castiglione ein. Dort liegen neuntausend vom nahen Schlachtfeld evakuierte Verwundete dicht beieinander auf den Strassen, den Plätzen, in den Kirchen. Für Dunant ist es die plötzliche brutale Begegnung mit den Schrecken des Krieges.

Erschüttert steigt er aus dem Wagen und geht zu Fuss durch die Stadt. Er schreitet den Weg hoch, der zur Chiesa Maggiore führt. In der Regenrinne fliesst tagelang ununterbrochen das Blut der Verwundeten.

Dunant betritt die Kirche. Überall liegen Verwundete, die vor Schmerzen stöhnen und schreien oder völlig entkräftet stumm vor sich hinstarren. Mückenschwärme und ein betäubender Geruch der Verwesung und des Wundbrands erfüllen die Luft.

Dunant hat keinerlei medizinische Kenntnisse. Er versucht, die Wunden zu reinigen, Verbände anzulegen und das Lager der in wirrem Durcheinander auf dem Boden eng aneinandergedrängten Verwundeten etwas herzurichten. Alle diese Unglücklichen werden vom Durst gequält. Er geht zum Brunnen und bringt ihnen zu trinken. Er verzeichnet den letzten Willen der Sterbenden, stützt ihren Kopf mit seinem Arm und spricht ein letztes Trostwort zu ihnen. Es gelingt ihm, einige einheimische Frauen zur Hilfe zu bewegen. Zunächst zögern sie, französische Soldaten zu pflegen, denn sie fürchten, dass die Österreicher zurückkommen und sie wegen ihrer Betreuung der feindlichen Soldaten bestrafen werden. Dunant aber überzeugt sie, dass im Leiden alle Menschen gleich sind, allein darauf kommt es an. Bald wiederholen sie seine Worte: *Tutti Fratelli* (Alle sind Brüder).

Neben dem Mitleid reift in Dunant ein anderes Gefühl: die Entrüstung. Die Lippen aller Verwundeten, denen er Tag und Nacht beisteht, sprechen immer wieder diesen einen Satz aus: *Ach, mein Herr, wir haben uns tapfer geschlagen, und nun kümmert sich niemand um uns.*

Das ist es, was Dunant erschüttert, die Undankbarkeit. Man schickt nur wenige Maulesel aufs Schlachtfeld, um einige Verwundete zu evakuieren. Die anderen überlässt man den Plünderern, die nachts auftauchen und sich nicht scheuen, ihnen die Kleider ab-

zunehmen. Sie sterben vor Erschöpfung und Durst. Das Los jener, die das Glück haben, einen barmherzigen Kameraden zu finden, oder denen es gelingt, sich nach einem Ort zu schleppen, wo sie Pflege erhoffen, ist kaum besser. Dunant erlebt es nur zu deutlich. Es gibt nur sechs französische Militärärzte, um die neuntausend Verwundeten von Castiglione zu pflegen. Das ist kein unglücklicher Zufall. Zu seinem Entsetzen stellt er fest, dass es immer so ist. Dieses ungeheuerliche Missverhältnis beruht auf der Tatsache, dass die Heeresanitätsdienste lächerlich gering sind, ja, dass kaum welche bestehen. Für den Soldaten, der nicht mehr kampffähig ist, interessiert sich niemand mehr.

\* \* \*

Die Reise des Geschäftsmannes Henry Dunant war ein Misserfolg. Das so sehr erhoffte Gespräch mit Napoleon III. fand nicht statt. Nach Paris zurückgekehrt, nimmt er seinen Kampf mit dem lahmen Amtsschimmel wieder auf. So vergehen zwei Jahre, in denen er von einer Behörde zur anderen läuft. Ist Castiglione in Vergessenheit geraten? Nein. Die schrecklichen Szenen, deren Zeuge er war, verfolgen ihn. Im Unterbewusstsein wird ihm klar, dass er noch etwas tun muss . . .

Plötzlich hält er es nicht mehr aus. Er kehrt nach Genf zurück, schliesst sich in sein Zimmer ein und, einer unwiderstehlichen Eingebung folgend, schreibt er ein Buch: *Eine Erinnerung an Solferino*.

Er möchte seine Leser den Schock erfahren lassen, den er selbst empfand, als er die Schattenseiten des Krieges entdeckte, die man allgemein zu verschleiern und zu verschweigen versucht. Er führt seine Leser hinter die Kulissen des Schlachtfelds, wo Blut vergossen wird und Seuchen wüten. Es ist ein Erfolg, sogar ein Meisterwerk, eine der schönsten Früchte der naturalistischen Schule. Die für ihre beissende Kritik bekannten Brüder Goncourt schreiben in ihrem Journal:

*Diese Seiten sind erschütternd. Das ist schöner, tausendmal schöner als Homer, als Anabasis, als alles. (. . .) Man legt das Buch mit der Verwünschung des Krieges aus der Hand.*

Dunant empfindet diese Verwünschung mehr als jeder andere. Und niemand kann dieses Buch lesen, ohne dieses Gefühl zu teilen. Doch darin liegt nicht der Zweck. Sein Ziel ist, durchblicken zu lassen, wie abscheulich es ist, Soldaten zu mobilisieren, sie tausend Mühen, tausend Gefahren auszusetzen, um sie dann wie Hunde verenden zu lassen, wenn das Feuer des Feindes sie ausser Kampf gesetzt hat.

Er appelliert also an die Öffentlichkeit :

*Daher muss man einen Aufruf erlassen, eine Bittschrift an Männer aller Länder und aller Stände, an die Mächtigen dieser Welt wie an die einfachen Handwerker. Ein solcher Aufruf müsste sich gleichermaßen an Frauen und Männer wenden, an den General ebenso wie an den Philantropen oder Schriftsteller . . .*

Dunant macht konkrete Vorschläge :

*Wäre es nicht wünschenswert, dass die hohen Generäle verschiedener Nationen, wenn sie gelegentlich zusammentreffen, diese Art von Kongress benutzen, irgendeine internationale rechtsverblindliche und allgemein hochgehaltene Übereinkunft zu treffen, die, wenn sie erst festgelegt und unterzeichnet ist, als Grundlage dienen könnte zur Gründung von Hilfsgesellschaften für Verwundete in den verschiedenen Ländern Europas ?*

*Menschlichkeit und Zivilisation verlangen gebieterisch, dass man ein Werk, wie wir es hier angedeutet haben, in Angriff nimmt. Welcher Fürst, welcher Herrscher würde solchen Gesellschaften seine Unterstützung verweigern ? Welcher Staat würde nicht diejenigen beschützen, die auf diese Weise versuchen, das Leben nützlicher Bürger zu retten ? Welcher Offizier, welcher General wäre nicht glücklich, freiwilligen Helfern ihre Aufgabe zu erleichtern ? Welcher Militärintendant, welcher Chefarzt würde nicht dankbar die Hilfe einer Schar einsichtiger Menschen annehmen, die bereit sind, unter einer guten und vernünftigen Leitung taktvoll ihren Dienst zu versehen ? . . .*

*Gibt es während einer Zeit der Ruhe und des Friedens kein Mittel, Hilfsgesellschaften zu gründen, deren Ziel es sein müsste, die Verwundeten in Kriegszeiten von begeisterten, aufopfernden Freiwilligen, die für eine solche Aufgabe besonders geeignet sind, pflegen zu lassen ? . . .*

Unzählige Briefe aus ganz Europa zeigen Dunant, dass er es verstanden hat, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts so empfindsamen romantischen Herzen anzusprechen. Aber in Genf gibt es einen Mann, der sich nicht damit begnügt, Tränen zu vergiessen.

Gustave Moynier ist kaum älter als Dunant. Im Jahre 1862, als das Erinnerungsbuch erschien, ist er 36 Jahre alt. Dieser hartnäckige Jurist hat beschlossen, sich in den Dienst seiner Mitmenschen zu stellen. Er befasst sich eingehend mit den sozialen Problemen und ist neben seinen anderen Tätigkeiten Vorsitzender der angesehenen Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft.

Nachdem Moynier *Eine Erinnerung an Solferino* gelesen und dessen Schlussfolgerungen gutgeheissen hatte, konnte er nicht mehr tatenlos zusehen. Er stattet Dunant einen Besuch ab. Diese beiden Männer ergänzen sich; ihre Gegensätze konnten nicht grösser sein. Daher werden sie sich nie verstehen. Und trotzdem sind sie sich über eines einig: Man muss in Genf ein kleines Komitee gründen, das sich dafür einsetzt, Dunants Ideen in die Tat umzusetzen.

Dieses im Februar 1863 gebildete Komitee besteht — oh welche Weisheit — aus nur fünf Personen:

General Dufour — der erste Präsident —

Gustave Moynier — der anschliessend mit eiserner Faust ein halbes Jahrhundert lang den Vorsitz führte —

Henry Dunant — Sekretär —

Dr. med. Louis Appia — ein begeisterter Kriegschirurg — und  
Dr. med Théodore Maunoir.

Die fünf « Genfer Herren » legen bald ihren Aktionsplan fest. Sie sind mit Dunant der Ansicht, dass alle Länder Gesellschaften gründen sollten, die schon in Friedenszeiten über von ihnen ausgebildete freiwillige Helfer sowie über Vorratslager mit Sanitätsmaterial und Tragbahnen verfügen sollten. Wenn dann ein Krieg ausbricht, sollen sich diese Gesellschaften sofort auf den Kriegsschauplatz begeben, um die dürftigen Sanitätsdienste ihrer Armeen zu unterstützen.

Das sieht sehr einfach aus. Werden aber die Regierungen, die Generalstäbe, die Intendanten die Anwesenheit von Zivilisten, diesen Amateuren, auf dem Schlachtfeld zulassen? Hierüber muss man sich zunächst vergewissern.

So wie es für Wilhelm I. von Preussen kein leichtes war, unter dem Kanzler Bismarck König zu sein, wie er einst dem russischen Zar anvertraute, ist es für Moynier nicht einfach, unter dem Sekretariat Dunants Präsident zu sein. Dunant drängt nämlich darauf, ein neues Abenteuer zu wagen.

Es geht um folgendes: Als sich Dunant über den Krieg informierte und mit seinem holländischen Freund Dr. Basting sprach, erfuhr er, dass der Feind nicht zögern wird, das Feuer auf einen Militärarzt zu eröffnen, wenn dieser zwischen den Linien vorrückt. Und warum sollte er nicht schießen? Nichts weist darauf hin, dass der Arzt lediglich Verwundete bergen will. Ist es ein Arzt der Infanterie, so trägt er die Offiziersuniform der Infanterie; ist es ein Arzt der Kavallerie, so trägt er die Offiziersuniform der Kavallerie. Er ist also eine erlaubte Zielscheibe. Das gleiche gilt für einen feindlichen Wagen. Man wird versuchen, ihn in die Luft zu sprengen. In ihm waren Verwundete? Wie konnte man das wissen? Und hier steht hinter den feindlichen Linien ein Haus, das von geschäftigen Soldaten umgeben ist. Ein günstiges Ziel. Schade, dass man nicht wissen konnte, dass es sich um einen Verbandsplatz handelte. Hätte man das gewusst, so hätte man ihn nicht angegriffen. Warum sollte man Unglückliche töten, die schon ausser Stande sind, zu schaden?

Das ausserordentliche Verdienst Dunants besteht darin, das Mittel gefunden zu haben, mörderischen und zugleich absurden Situationen ein Ende zu setzen. Das von ihm vorgeschlagene Mittel ist so einfach, dass sich jeder wundert, nicht eher darauf gekommen zu sein. Das ist kennzeichnend für die Erfindung eines Genies.

Es genügt, ein gewisses Zeichen anzunehmen, das in allen Armeen einheitlich sein soll. Es soll von den Ärzten und den Krankenpflegern getragen werden. Man wird es auf den Krankenwagen anbringen, und es wird über den Feldlazaretten wehen. Kurz gesagt, soll dieses Emblem alle jene kennzeichnen, die zwar zu den Armeen gehören, aber in keiner Weise an den Kämpfen teilnehmen und daher keine Veranlassung geben, bekämpft zu werden. Dieses Zeichen soll seinen Träger « tabu » machen. Es soll ihm einen Rechtsstatus verleihen, den Dunant die « Neutralität » nennt.

Der Gedanke ist so neu, dass die anderen Komiteemitglieder ihn zunächst sehr kühl aufnehmen. Das Unternehmen scheint übrigens

ihre Kräfte zu übersteigen. Wäre es nicht notwendig, von den Regierungen zu erreichen, dass sie mittels eines völkerrechtlichen Vertrags gegenseitige Verpflichtungen eingehen? Etwas derartiges hat man aber noch nie erlebt. Zwar gab es ein Gewohnheitskriegsrecht, man unterwarf sich gewissen Bräuchen, doch schien es unfassbar, einen regelrechten Vertrag zu schliessen, der das Verhalten der Kriegführenden auf dem Schlachtfeld ändern sollte. Ist der Krieg nicht gerade ein Rechtsbruch?

Aber wie konnte man Dunant widerstehen? Vor allem, wenn er die Logik und die Menschlichkeit zum Verbündeten hat?

Er bedient sich eines sehr einfachen Mittels: Er schreibt an alle Herrscher Europas, um sie einzuladen, sich am 26. Oktober 1863 in Genf auf einer Konferenz vertreten zu lassen. Trotz des Zögerns seiner Kollegen begibt er sich Anfang September auf eigene Kosten zum Internationalen Statistischen Kongress von Berlin, um seine Ideen darzulegen und zahlreiche Sympathien in internationalen Kreisen zu gewinnen, um zu « agitieren ». Von Berlin aus verfasst er mit seinem Freund Basting ein Rundschreiben, das er auf eigene Kosten und auf eigene Initiative drucken lässt, um die Regierungen einzuladen, Delegierte zur Genfer Konferenz zu entsenden. Der von Genf vorgeschlagenen Vereinbarung fügt er den Gedanken der Neutralisierung hinzu und unterzeichnet das Rundschreiben mit « Das Genfer Komitee ».

Auf den Empfängen, die während des Kongresses gegeben werden, trifft er offizielle Persönlichkeiten, denen er das Versprechen abnimmt, sich bei ihren Regierungen für die Entsendung von Delegierten nach Genf einzusetzen. Er wird dem König, dem Kronprinzen und der Kronprinzessin vorgestellt. Sie alle haben sein Buch gelesen und bereiten ihm einen herzlichen Empfang. Dann reist er nach Dresden, Wien und München, wo er vom König von Sachsen, Erzherzog Rainer, dem bayerischen Kriegsminister und anderen hohen Persönlichkeiten empfangen wird. Überall erweckt er Begeisterung.

*Ein Volk, das sich nicht an diesem menschenfreundlichen Werk beteiligte, würde von der öffentlichen Meinung Europas in die Acht erklärt werden,*

sagt ihm Johann von Sachsen. Welch riesiger Erfolg!

Am 20. Oktober kehrt Dunant nach Genf zurück. Das Fünferkomitee nimmt das Berliner Rundschreiben sehr zurückhaltend auf. Moynier empfängt ihn kühl und hält die Idee der Neutralisierung für verfrüht.

Indessen gehen die Antworten ein und übertreffen alle Erwartungen.

Am 26. Oktober wird die Internationale Konferenz in Genf eröffnet. Sie entspricht voll und ganz den Erwartungen ihrer Veranstalter. Es ist ein grosser Erfolg: 18 Vertreter von 14 Regierungen sind gekommen. Die höheren Offiziere, die Militärärzte und die Intendanten, die diese Versammlung bilden, stehen allerdings dem neuen kühnen Projekt zunächst misstrauisch gegenüber. Alle stimmen indessen darin überein, dass die Heeressanitätsdienste unzulänglich sind. Sie geben zu, dass gut organisierte Hilfsgesellschaften, die schon in Friedenszeiten einsatzbereit wären, wertvolle Dienste leisten und zahlreiche Menschenleben retten könnten. Schliesslich verabschiedet die Konferenz mit Begeisterung einige Resolutionen. Die wichtigsten davon lauten:

*Art. 1.* — Es besteht in jedem Land ein Ausschuss, dessen Aufgabe es ist, in eintretenden Kriegszeiten mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln beim Sanitätsdienst der Heere mitzuwirken.

*Art. 5* — Im Kriegsfall leisten die Ausschüsse der kriegführenden Nationen in dem Masse ihrer Kräfte ihren betreffenden Armeen Hilfe; besonders organisieren sie die freiwilligen Krankenpfleger, setzen sie in Tätigkeit und stellen, im Einvernehmen mit der Militärbehörde, Lokale zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung.

Woran erkennt man diese freiwilligen Helfer? Wie kann man sie von den einfachen Zivilisten unterscheiden? In den *Beschlüssen* heisst es:

*Art. 6* — Die freiwilligen Helfer tragen in allen Ländern ein einheitliches Erkennungszeichen, eine weisse Armbinde mit einem roten Kreuz.

Und die Neutralisierung, diese Dunant so sehr am Herzen liegende Idee?

Unter den drei von der Konferenz vorgebrachten Wünschen lautet der zweite :

*Das in Kriegszeiten von den kriegführenden Nationen die Neutralisierung der Ambulanzen und Spitäler ausgesprochen und auch auf die vollständigste Weise auf das offizielle Sanitätspersonal, die freiwilligen Helfer, die Einwohner des Landes, die den Verwundeten Hilfe leisten, und auf die Verwundeten selbst ausgedehnt werde.*

Das Datum dieser grundlegenden Charta ist der 29. Oktober 1863. Es ist der Entstehungstag des Roten Kreuzes.

Weniger als zwei Monate später erfährt das « Comité international de Secours pour les militaires blessés » — das ist nunmehr die Bezeichnung des Fünferkomitees — mit Freude die Schaffung der ersten Hilfsgesellschaft in Württemberg. In knapp einem Jahr entstehen bald zehn neue Gesellschaften : im Herzogtum Oldenburg, in Belgien, Preussen, Dänemark, Frankreich, Italien (in Mailand), Mecklenburg, Spanien und Hamburg.

Für Moynier bedeutet die Annahme einer Idee, sie in die Tat umzusetzen. Und wieder teilt er sich die Arbeit mit Dunant. Moynier verfasst den Wortlaut des angestrebten Vertrags. Die Stärke Dunants liegt wieder darin, was man heute « Öffentlichkeitsarbeit » nennt.

Das klassische Mittel, um den Abschluss eines Vertrags zu erreichen, ist die Einberufung einer diplomatischen Konferenz. Das überschreitet aber die Zuständigkeit einfacher Privatleute. Hier muss eine Regierung einschreiten, um die Einladungen ergehen zu lassen. Die schweizerische Regierung erklärt sich bereit, die Konferenz einzuberufen, nicht nach Bern, der Hauptstadt der Schweiz, sondern nach Genf, der Geburtsstadt des Roten Kreuzes. Man bemüht sich, das Interesse der Kanzleien zu wecken, sie zu überzeugen, Diplomaten, die mit den erforderlichen Vollmachten für die Unterzeichnung dieser neuen diplomatischen Urkunde versehen sind, nach Genf zu entsenden. Das ist die Angelegenheit Dunants. Nachdem er in Deutschland bereits grossen Anklang gefunden hat, muss er nunmehr in Frankreich für seine Sache werben. Hierfür gewinnt er den französischen Aussenminister Drouyn de Lhuys. Die französischen Botschaften erhalten Anweisung, den Regierungen, bei denen sie akkreditiert sind, mitzuteilen, Kaiser Napoleon III.

bringe der Neutralisierung der Sanitätsdienste ein persönliches Interesse entgegen. Das genügt, um die anderen europäischen Länder zu veranlassen, den gleichen Weg zu beschreiten.

Am 8. August 1864 wird die Konferenz, an der 16 Regierungen teilnehmen, eröffnet. Die Teilnehmer haben bereits die vom Internationalen Komitee vorbereiteten Unterlagen geprüft, und man hat von Anfang an das Gefühl, dass sie vom aufrichtigen Wunsch beseelt sind, das angestrebte Ziel zu erreichen. Der von Moynier verfasste Vertragsentwurf ist so gut, dass die Konferenzteilnehmer nur noch geringe Abänderungen vorzunehmen haben. Den im Genfer Rathaus versammelten Bevollmächtigten genügen also wenige Tage, um den endgültigen Text festzulegen :

*Art. 1* — Die leichten und Hauptfeldlazarette sollen als neutral anerkannt und demgemäss von den Kriegführenden geschützt und geachtet werden, solange sich Kranke oder Verwundete darin befinden.

*Art. 2* — Das Personal der leichten und Hauptfeldlazarette, inbegriffen die mit der Aufsicht, der Gesundheitspflege, der Verwaltung, dem Transport der Verwundeten beauftragten Personen sowie die Feldprediger, nehmen solange an der Wohltat der Neutralität teil, als sie ihren Verpflichtungen obliegen und als Verwundete zu bergen oder zu pflegen sind.

*Art. 7* — Eine deutlich erkennbare und einheitliche Fahne soll bei den Feldlazaretten, den Verbandsplätzen und Depots aufgesteckt werden. Daneben muss unter allen Umständen die Nationalflagge aufgefplant werden.

Ebenso soll für das unter dem Schutz der Neutralität stehende Personal eine Armbinde zulässig sein ; aber die Verabfolgung einer solchen bleibt der Militärbehörde überlassen.

Die Fahne und die Armbinde sollen ein rotes Kreuz auf weissem Grund tragen.

Hier erscheint also wieder das Rotkreuzemblem. Ein Jahr zuvor diente es lediglich zur Kennzeichnung der den Hilfsgesellschaften für die Verwundeten angehörenden freiwilligen Helfer. Jetzt hat es eine ganz andere Bedeutung. Es verleiht seinem Träger, dem mit ihm versehenen Fahrzeug oder Gebäude einen Sonderstatus. Es schützt sie kraft eines von den Mächten formell geschlossenen

Abkommens : der *Genfer Konvention zur Verbesserung des Loses der verwundeten Soldaten der Armeen im Felde vom 22. August 1864.*

Das ist ein weiteres wichtiges Datum, denn diese kleine Konvention bedeutet eine Etappe in der Geschichte der Menschheit. Es ist der Ausgangspunkt für das gesamte konventionelle Kriegsrecht und das gesamte humanitäre Völkerrecht. Aus ihm gingen die Haager Abkommen und noch direkter die Genfer Abkommen hervor.

Zwar erscheint Dunant nicht mehr offiziell in den nachfolgenden internationalen Konferenzen — mit Ausnahme der Pariser Konferenz im Jahre 1867, wo er das Amt des Schriftführers für die Frage der Kriegsgefangenen übernimmt — doch arbeitet er auf eigene Faust, um seine Ideen zu verbreiten und sich für den Schutz der Kriegsgefangenen, der Verwundeten und der Schiffbrüchigen der Streitkräfte zur See sowie gewisse Kreise von Zivilpersonen durch diplomatische Abkommen oder internationale Verträge einzusetzen. Es sollte viel Zeit vergehen, bis man ohne ihn dieses Ziel erreichte.

Zu jener Zeit tauchen innerhalb des Genfer Komitees Meinungsverschiedenheiten auf. Man macht Dunant Vorwürfe, gegen die er sich nicht verteidigen will. Moynier misstraut ihm. Am 29. Mai 1864, kurz vor Eröffnung der Konferenz, richtet Dunant, der der Sache überdrüssig geworden ist, folgenden Brief an Moynier :

*Nun, lieber Herr, glaube ich, alles getan zu haben, was in meiner Macht stand, um unser Werk erfolgreich werden zu lassen und in Gang zu bringen. Ich wünsche, mich völlig zurückzuziehen. Rechnen Sie also nicht auf meine aktive Mitwirkung. Ich will ganz in den Hintergrund treten. Das Werk ist in Gang gebracht, ich bin nur ein Werkzeug in der Hand Gottes gewesen. Jetzt obliegt es anderen, die geeigneter sind als ich, es vorwärts zu treiben und in Gang zu halten.*

Moynier lehnt diese Abdankung ab. Dunant gibt auf sein Drängen nach. Bis 1867 bleibt er also Sekretär des Internationalen Komitees.

\* \* \*

Im Juni 1866 bricht der Krieg zwischen Preussen und Österreich aus.

Das alte österreichische Kaiserreich kennt keine Eile : in Wien gibt es noch keine Hilfsgesellschaft für die Verwundeten ; die Re-

gierung ist der Genfer Konvention noch nicht beigetreten. Ganz anders sieht es bei den Preussen aus. Dort sind die Rotkreuzgesellschaften vorbildlich organisiert ; alle kennen die Genfer Konvention. Der Unterschied macht sich deutlich bemerkbar. Er springt allen ins Auge. Auf der einen Seite ein unzulänglicher Sanitätsdienst, auf der anderen gibt es Militärärzte und Krankenpfleger, denen zahlreiche gut ausgebildete und gut ausgerüstete Sanitätseinheiten zugeteilt werden. Die österreichische Regierung sorgt dafür, dass die Genfer Konvention streng angewendet wird, ohne vom Feind Gegenseitigkeit zu verlangen. Das Ergebnis ist so überzeugend, dass Österreich noch vor Beendigung dieses sieben Wochen dauernden Kriegs der Genfer Konvention beitrifft.

Die aus Böhmen zurückkehrenden siegreichen Truppen werden von der Berliner Bevölkerung jubelnd empfangen. Die Armee marschiert durch die fahngeschmückten Strassen und die Triumphbogen. In der Königsloge steht zwischen den farbenfreudigen Uniformen ein Mann im schwarzen Gehrock : Henry Dunant. Er wurde von Königin Augusta eingeladen, die die Verwundeten selbst gepflegt und die Wohltaten des unter dem Zeichen des Roten Kreuzes stehenden Werkes erkannt hat.

Am Abend ist Dunant Gast der königlichen Familie. Wilhelm I. drückt ihm seine Bewunderung aus und sagt ihm, welche Bedeutung er der Genfer Konvention beimisst.

Zwei Tage später wird Dunant wieder im Schloss empfangen. Ihm zu Ehren trägt die Königin die Armbinde mit dem roten Kreuz. Nach dem Diner unterhält sie sich lange mit Henry Dunant. Sie war von der Lektüre der *Erinnerung an Solferino* tief ergriffen und sagt, sie sei seine Anhängerin. Daher hielt sie es für ihre Pflicht, trotz der Cholera zu den Verwundeten zu gehen. Dunant ist auf dem Gipfel des Glücks. Dies ist der schönste Lohn für alle seine Mühen. Hätte sein Werk schöner gekrönt sein können? Es ist das Kapitol. Der tarpejische Felsen ist nur zwei Schritte entfernt.

\* \* \*

Manche Angelegenheiten erledigen sich von selbst. Leider gilt dies nicht für die Aktiengesellschaft der Mühlen von Mons-Djémila ; und die vier Jahre, die ihr Verwaltungspräsident der Rettung der

Kriegsverwundeten gewidmet hat, trugen nicht zur Verbesserung der Lage bei. Alles geht schief. Ein Erdstoss genügt, um das ganze Gebäude ins Wanken zu bringen. 1867 macht die Bank — le Crédit Genevois — zu deren Verwaltern Dunant gehört, Bankrott. Das Handelsgericht verhängt ein strenges Urteil gegen die Verwalter des Unternehmens. Der Name Dunants erscheint jedoch nicht unter ihnen. Ein Jahr später verurteilt das Zivilgericht in zweiter Instanz sämtliche Verwaltungsratsmitglieder der Gesellschaft. Aber Dunant wird allein zur Rechenschaft gezogen, weil er seine Mitarbeiter « wissentlich betrogen » habe.

Dies ist mit einem Schlag der völlige Ruin. Seine Schulden belaufen sich auf fast eine Million. Dunant erfährt diese Nachricht in Paris. Er wird seine Heimatstadt nie wiedersehen.

Später berichtet er von seinem Elend. Manchmal verbringt er die Nacht auf den Bänken der städtischen Anlagen oder in den Wartesälen der Bahnhöfe. Sein Magen zieht sich vor Hunger zusammen, wenn er an einer Bäckerei vorbeigeht. Seine Schuhe sind durchlöchert, er schwärzt seine Absätze mit Tusche.

Doch zur gleichen Zeit wird er von Kaiserin Eugenie zu den Tuileries bestellt, wo man ihn bittet, die Genfer Konvention auf die Marine auszudehnen. Er setzt sich für die Verbesserung des Loses der Kriegsgefangenen ein. Zu jener Zeit ist das Internationale Komitee stark beunruhigt. Im Sommer 1867 versucht Moynier vor dem Gericht erster Instanz, Dunant loszuwerden. Während der anlässlich der Pariser Weltausstellung abgehaltenen Konferenz der Rotkreuzgesellschaften schreibt Dunant am 25. August an seine Mutter :

*Ich habe keine Anstalten gemacht, um Herrn Moynier zu sehen, und da er nicht zu mir kam, haben wir uns weder gesehen, noch getroffen.*

Auf der ersten Sitzung war er indessen zum Ehrenmitglied der Komitees von Österreich, Holland, Schweden, Preussen und Spanien ernannt worden. Zusammen mit Gustave Moynier und General Dufour erhielt er die Goldmedaille der Ausstellung.

Dunant kommt dem Internationalen Komitee zuvor und schreibt ihm am 25. August einen Brief, den Gustave Moynier in der Sitzung

vom 8. September verliest. Er enthält die Abdankung des Sekretärs des Komitees. Im Protokoll heisst es :

*Man wird ihm antworten, dass seine Abdankung nicht nur als Sekretär, sondern auch als Mitglied des Komitees angenommen wird.*

Das ist der moralische Misskredit, der Ende des 19. Jahrhunderts in der Stadt Calvins mit einem finanziellen Bankrott verbunden ist.

\* \* \*

1870 bricht der Deutsch-Französische Krieg aus. Finanziell geht es Dunant nicht viel besser. Durch welche Anstrengung, welches Wunder kann er dem Nichts entrinnen? Er sieht keinen Ausweg. Um jedoch den Verwundeten wieder zu helfen, erscheint er wieder auf der Oberfläche.

Am 7. Juli 1867 hatte er in den Tuileries bereits eine Unterredung mit Kaiserin Eugenie gehabt, die ihm ihren Wunsch mitgeteilt hatte, dass auch die verwundeten Marinesoldaten, die Schiffbrüchigen und die für deren Rettung und Betreuung eingesetzten Schiffe mit ihrem Personal aller Nationen in den Genuss der von der Genfer Konvention verkündeten Neutralität gelangen mögen.

Am 20. August 1870 schreibt er ihr, um ihr einen neuen Gedanken mitzuteilen, der die Genfer Konvention ergänzt :

*Hielte es Ihre Kaiserliche Majestät nicht für äusserst nützlich, Preussen die Neutralisierung einer gewissen Anzahl Städte vorzuschlagen, nach denen die Verwundeten evakuiert werden könnten. Sie wären dann vor den Zufällen der Kämpfe in Sicherheit.*

Diese Angerung wird nicht befolgt. Doch ist die Idee ausgesprochen, und später gelingt es den Kriegführenden mehrmals, derartige Sicherheitszonen einzurichten, in denen die Verwundeten und die Flüchtlinge Schutz finden.

Dunant setzt sich so eifrig für seine Sache ein, dass die französische Regierung, bei der die Genfer Konvention in Vergessenheit geraten ist, sich entschliesst, deren Wortlaut zu veröffentlichen. Vor allem bemüht sich Dunant um die Verwundeten. Er nimmt tatkräftig an der Entsendung von Ambulanzen der französischen

Hilfsgesellschaft für die Verwundeten nach den Schlachtfeldern teil. Wie einst in Castiglione, besucht er die nach Paris gebrachten Verwundeten. Er sorgt als Erster dafür, dass die Soldaten eine Erkennungsmarke tragen, anhand deren die Toten identifiziert werden können. Er bemüht sich, dass man die Freikorps und die mobile Garde, die Hemden und keine Uniform tragen, als Kriegführende anerkennt, damit man sie nicht als unrechtmässig bewaffnete Bauern erschießt. Es ist dies bereits der Schutz der Guerillakämpfer.

Während der Kommune beweist er nicht nur Nächstenliebe, sondern auch Heldenmut. Kaltblütig entreisst er zahlreiche Opfer der Wut der Verbündeten. Um den Ausschreitungen vorzubeugen, die er von den Versaillern befürchtet, überquert er unter Lebensgefahr die Linien und wird bei Herrn Thiers vorstellig.

Man steht ihm jedoch misstrauisch gegenüber: Wer ist dieser Mann? Ein Spion in Diensten Deutschlands? Ein Mitglied der Internationalen, die von allen Regierungen Europas verhaftet und erschossen werden sollen? Man verwechselt die « Internationale der Arbeiter » mit dem « Internationalen Werk » des Roten Kreuzes. Die Polizei ist nicht bereit, derartig feine Unterschiede zu machen !...

\* \* \*

Als wieder Friede ist, verfällt Dunant, entrüstet über all den Egoismus und die Feigheit, die er erlebt hat, wieder dem Elend. Wie Don Quijote ohne Rosinante und ohne Knappen strebt er nach weiteren Horizonten. Ihm schweben weltweite Pläne vor. Er träumt von einer Welt, in der die Konflikte auf völkerrechtlicher Grundlage von internationalen Instanzen vor einem hohen Schiedsgericht verhandelt werden. Hierfür muss die Öffentlichkeit erzogen werden. Man muss sie dazu bringen, über den Aufbau des Friedens nachzudenken.

Unmöglich, das 1866 eingeleitete Projekt einer internationalen Bibliothek wieder aufzugreifen. Nachdem 1869 die ersten Veröffentlichungen in Paris erschienen waren, brach der Krieg aus. Ihm verbleibt nur ein Guthaben von 100.000 Franken, die er nie anrühren wird !

*Meine Zeit und meine Mühe waren vergeblich.  
Und doch war es eine schöne Idee . . .*

Es war im Grunde genommen der Ursprung der UNESCO.

Und die Kriegsgefangenen? Seit 1863, vor der ersten Diplomatischen Konferenz, hat er sich damit befasst. 1867 berichtete er darüber auf den Pariser Konferenzen. Vergebliche Mühe. Er nimmt den Kampf wieder auf, gründet ein Sonderkomitee in Paris, von wo aus er im Juni 1872 seiner Familie schreibt :

*Oh, wenn sie wüssten, wie sehr ich mich Sorge und quäle, welche Ängste und welchen Kummer ich habe und wie arm ich bin. Da bin ich Präsident des Ständigen Internationalen Komitees, das dazu bestimmt ist, die Konvention über das Los der Kriegsgefangenen in allen zivilisierten Nationen durchzuführen.*

Paris ist nicht bereit, seine Stimme zu vernehmen. Er geht also nach London. Im Laufe des Vortrags, den er im August 1872 hält, ist er so hungrig, dass er den Vortrag vorzeitig abbrechen muss. Einige Tage später hält er indessen in Plymouth einen anderen Vortrag über das internationale Schiedsgericht. Dort legt er den Plan eines hohen internationalen Schiedsgerichtshofes dar. Das Samenkorn ist in die Erde gelegt . . .

So beginnen zwei Jahre erschöpfender Arbeit, der Beharrlichkeit und des Elends. Sein Ziel : die Einberufung einer neuen diplomatischen Konferenz, um über das Los der Kriegsgefangenen zu beraten.

*So viele Prüfungen sind nicht vergebens*, schreibt er am 31. Dezember 1873 an seine Familie,

*sie läutern uns und bereiten uns auf das Reich Gottes vor; aber sie sind schwer zu ertragen, nicht so sehr wegen der materiellen Entbehrungen und der Sorge um das tägliche Brot, als wegen der moralischen Leiden, die ich im Gedenken an Euch empfinde, wegen der Sorgen und der Ärgernisse, die Ihr wegen mir habt; ich spreche nicht davon, doch scheint es mir manchmal, dass ich diesen Kummer nicht mehr ertragen kann . . .*

Der Zar ist Schutzherr und Förderer dieses Kongresses. Er schlägt vor, dass die Konferenz im August 1874 in Brüssel abgehalten werden soll und Russland die Einladungen dafür ergehen lässt. Allerdings haben Alexander II. und seine Minister andere Ansichten als Dunant, der die Debatten ausdehnen und den Wortlaut einer allgemeinen Regelung für die internationalen Beziehungen in Kriegszeiten festlegen möchte.

*Die Feindseligkeit Englands wird die Durchführung eines diplomatischen Übereinkommens zwischen den europäischen Mächten über dieses Thema verhindern,* vermerkt Dunant.

Man muss warten, bis der Erste Weltkrieg Tausende und Abertausende von Soldaten zu Kriegsgefangenen macht, damit die von Dunant gewollte Konvention endlich im Jahre 1929 unterzeichnet wird.

Die Debatten sind auf ein Kriegsrecht ausgerichtet. Das Ergebnis aus der Feder Dunants lautet :

*Der Kongress wird diese Woche beendet. Ich habe die ganze Zeit Russland bekämpft, weil es den Krieg regeln will, indem es zu verstehen gibt, dies sei ewig der normale Zustand der Menschheit, während ich und die Gesellschaft der Kriegsgefangenen (wie jene der Verwundeten) die unvermeidlichen Schrecken des Kriegs, dieser grausamen Plage, die von künftigen Generationen als unsinnig betrachtet werden wird, vermindern wollen.*

Er ist felsenfest von seiner Idee überzeugt. Ja, man wird einen Schiedsgerichtshof schaffen, bei dem es ein Abkommen über die Kriegsgefangenen gibt ; ja, die Juden werden nach Palästina zurückkehren ; ja, man wird alle Meisterwerke der Literatur in alle Sprachen übersetzen. Doch welch harter Kampf !

\* \* \*

Ein weiteres Datum vor Ende des öffentlichen Lebens Dunants sei festgehalten. Am 1. Februar 1875 versammelt sich in London ein internationaler Kongress für die völlige, endgültige Abschaffung des Sklavenhandels. Er wird von der « Weltallianz für Ordnung

und Zivilisation» einberufen, die Dunant zunächst in Paris, dann in London nach dem Krieg von 1870 ins Leben gerufen hatte. Dunant befasst sich mit den Ärmsten seiner Mitmenschen und appelliert an das Gewissen der Menschheit.

Dann beginnen die Jahre des Umherirrens: zehn Jahre völligen Elends. Als Vagabund reist er zu Fuss durchs Elsass, durch Deutschland und Italien. Er lebt von Almosen. Manchmal nimmt er die Gastfreundschaft einiger Freunde in Anspruch. Unter ihnen ist eine Frau, Frau Kastner, die ihn bis zu ihrem Tod 1888 trotz der gegen ihn gerichteten Angriffe und Verleumdungen unterstützt. Eifersucht und Missgunst verfolgen ihn wie Furien.

Es wird noch viel Zeit vergehen, bevor ernsthafte Untersuchungen ein klares Licht in seine intellektuelle Tätigkeit während dieses Lebensabschnitts Dunants gebracht haben werden. Beschränken wir uns für den Augenblick auf die Zeit in Heiden, wo er am Ende seines Lebenslaufs zur vollen Reife gelangt, zur Reife eines Genies, das die Kämpfe, die Hoffnungen, die Wechselfälle seines Jahrhunderts überfliegt, um der Welt die einzig möglichen Lösungen für ihr Überleben vorzuschlagen, wenn sie sich in den gigantischen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts ihrer Einheit, der Solidarität der menschlichen Familie bewusst geworden sein wird und endlich zum Frieden gelangt.

Eine einzigartige Existenz: vierundreissig Jahre sind seiner inneren Vorbereitung, dem Studium, dem Nachdenken und den unscheinbaren Bemühungen gewidmet. Dann, vom Erscheinen der *Erinnerung an Solferino* bis zum Zusammenbruch des Crédit Genevois fünf Jahre des Ruhms und des Erfolgs. Ihnen folgen 28 Jahre des Elends, des Umherirrens und der Zurückgezogenheit. Schliesslich fünfzehn Jahre des Ruhms, ohne sein Zimmer Nr. 12 im Krankenhaus von Heiden zu verlassen.

Henry Dunant stirbt am 30. Oktober 1910. Wir sprechen nicht von seinem Ende. Er ist viel freier, um in der ganzen Welt zu wirken. Er erweckt weiterhin Berufungen, dient weiterhin als Vorbild und rettet noch immer Unglückliche. Die Tat Dunants wiederholt sich alle Tage an unzähligen Orten, da, wo Männer und Frauen sich über den leidenden Menschen beugen, ohne ihn zu fragen, woher er kommt, wem er dient, sondern nur: woran leidest du?

© Henry-Dunant Institut, 1977  
2000 ex., 2001

